

Seminar: Bildung mit der Hypothek traumatischer Erlebnisse

Referatsthema: Jan Philipp Reemtsma: Im Keller

Inhaltsverzeichnis

<i>1. Einleitung</i>	<i>2</i>
<i>2. Traumatisierung und Trauma – Versuch einer Definition</i>	<i>3</i>
<i>3. Warum Aufschreiben?</i>	<i>5</i>
<i>4. Das Konzept vom Ich</i>	<i>8</i>
<i>5. Macht und Machtlosigkeit</i>	<i>10</i>
<i>6. Das Gefühl des Aus-der-Welt-Seins und der Verlust des Urvertrauens</i>	<i>14</i>
<i>7. Der Umgang mit dem Schrecken– Der ‚Alltag‘ im Keller</i>	<i>16</i>
<i>8 Das Stockholm-Syndrom</i>	<i>22</i>
<i>9. Zusammenfassung und Ausblick: Die Folgen des Traumas</i>	<i>24</i>
<i>Literaturverzeichnis</i>	<i>30</i>

1. Einleitung

Die beängstigendste Vorstellung vom Bösen ist nicht die des bösen Dämons, sondern die Gottes als eines spielenden Kindes.

Am Abend des 25. März 1996 wird der damals 43 Jahre alte Jan Philipp Reemtsma vor der Tür seines von der Polizei so genannten Arbeitshauses in Blankenese niedergeschlagen, gefesselt und im Auto an einen ihm nicht bekannten Ort verschleppt. 33 Tage verbringt er in Todesangst angekettet in einem Keller.

Die Einzelheiten des Ablaufs und der Umstände der Entführung, wie z. B. das Hin und Her der gescheiterten Versuche, das Lösegeld zu übergeben, die unterschiedlichen Taktiken und Vorgehensweisen sowohl der Täter als auch der Ermittler, sollen hier nicht näher beschrieben werden. Diese Arbeit befasst sich mit der traumatischen Erfahrung der völligen Machtlosigkeit und Ungewissheit, des Ausgeliefertseins, der Entwürdigung und der Todesangst, die sich in Jan Philipp Reemtsmas kurz nach der Entführung verfasstem Buch „*Im Keller*“ widerspiegeln. Es schildert die „Reduzierung eines sensiblen Intellektuellen auf ganz existentielle Bedürfnisse“ (Stuttgarter Zeitung 21.01.97).

Schon Jahre zuvor hat Reemtsma sich intensiv mit dem Thema Gewalt befasst. Nur wenige Tage vor seiner Entführung hatte er ein Editorial für ein Heft des „Mittelweg 36“ fertiggestellt, das sich hauptsächlich mit dem Thema „Traumatisierung“ befasst. Da wirkt es in der Tat „wie ein böser Witz“, daß er nun selbst Opfer eines Gewaltaktes wurde“ (Die Woche, 03.05.96). In einem Interview kurz nach der Freilassung sagt er, dass ihm seine wissenschaftliche Arbeit zu Gewalt, Entführungen, Haft und Isolation geholfen habe. „Es hat mir auch geholfen zu wissen, daß Menschen unter grauenhaft schlimmen Bedingungen es durchhalten können und aus solchen Situationen wieder rauskommen und nach einer Rekonvaleszenz auch ihr Leben weiterführen können“ (SZ, 6.5.96).

In dieser Arbeit sollen zunächst die Begriffe Traumatisierung und Trauma im Ansatz definiert werden. Das folgende Kapitel befasst sich mit der Frage, weshalb Reemtsma sich dazu entschlossen hat, über seine Entführung zu schreiben. Wie sich die Zeit im Keller auf sein Konzept vom Ich auswirkt und wie er den ihm aufgezwungenen Zustand der völligen Ohnmacht bzw. der absoluten Macht auf Seiten der Entführer erlebt, wird im Folgenden thematisiert. Die nächsten Kapitel befassen sich mit dem Gefühl des Aus-der-Welt-Seins, dem Verlust des Urvertrauens, dem Umgang mit der Angst im ‚Entführungsalltag‘ und mit dem Phänomen des so genannten Stockholm-Syndroms, das Reemtsma sich selbst

attestiert. In der Schlussbemerkung sollen die Folgen des Traumas aufgegriffen werden, wie sie sich beim Verfassen des Berichts, also kurze Zeit nach der Entführung, für Reemtsma manifestieren.

2. Traumatisierung und Trauma – Versuch einer Definition

Es gibt zahlreiche Definitionsansätze zum Begriff des Traumas und der Traumatisierung, die sich meiner Meinung nach dem Phänomen nur aus verschiedenen Richtungen nähern, es aber nie vollständig erfassen können, da es sich einer Festlegung bis ins kleinste Detail entzieht. Jedes Trauma ist individuell und wirkt sich hauptsächlich im schwer greifbaren Bereich der Psyche aus, weshalb eine verbal-rationale Eingrenzung am eigentlichen Kern vorbeigehen muss, auch wenn die psychosomatischen Symptome der Traumatisierten sich ähneln. Das Trauma selbst gewährt keinen Zugang, es widersetzt sich einer umfassenden theoretischen Analyse und jedem vollständigen Verständnis (vgl. Caruth 1995, 10).

Ein traumatisches Ereignis stellt eine extreme Gefährdung der körperlichen und/oder seelischen Integrität eines Menschen dar (vgl. Perren-Klingler 1995, 13). Erikson definiert Trauma als

a blow to the tissues of the mind—or more frequently now, to the tissues of the mind—that results in injury or some other disturbance. Something alien breaks in on you, smashing through whatever barriers your mind has set up as a line of defense. It invades you, takes you over, becomes a dominating feature of your interior landscape. (Erikson 1995, 183).

Die drei Hauptaspekte beim Erleben eines Traumas sind:

- Hilflosigkeit, Ausgeliefertsein
- die eigene Existenz bricht ein, Sicherheiten werden zerstört
- massive negative Belastung

(vgl. Perren-Klingler 1995, 14).

Es gibt zwei psychologische Mechanismen, denen eine zentrale Funktion zukommt, da sie vor einer Reizüberflutung oder –übererregung schützen, andererseits aber selbst pathogen wirken können, wenn sie übermächtig werden: Das Überschwemmtwerden und Abblocken oder Angst- und Dissoziationsreaktionen (vgl. Perren-Klingler 1995, 14). Eine Traumatisierung wird als Sturz ins Bodenlose erlebt.

Reemtsma bezieht sich in seinem Bericht über die Entführung auf sein Editorial zu einer Ausgabe des „Mittelweg 36“ zu dem Thema „Traumatisierung“ und zitiert daraus einige aufschlussreiche Passagen. So definiert er selbst den Begriff Trauma:

Nach schweren mechanischen Erschütterungen, Eisenbahnzusammenstößen und anderen, mit Lebensgefahr verbundenen Unfällen ist seit langem ein Zustand beschrieben worden, dem dann der Name traumatische Neurose verblieben ist. [...] In Träumen der schwer Traumatisierten tauchten nun die das Trauma auslösenden Ereignisse auf und reproduzieren ihren Schrecken. [...] Diese zwanghafte Bindung an das traumatische Ereignis ist etwas anderes als das, was wir normalerweise >Erinnerung< nennen. Auch in der normalen psychoanalytischen Therapie komme es, so Freud, immer wieder zu der Notwendigkeit, >das Verdrängte als gegenwärtiges Erlebnis zu wiederholen, anstatt es, wie der Arzt es lieber sähe, als ein Stück der Vergangenheit zu erinnern<.
(Reemtsma, *Im Keller*, 53)

Dies verweise zwar auf den traumatischen Kern jeder Neurose, doch sei das Wiedererleben des Verdrängten für den extrem Traumatisierten kein Heilungsprozess. Vielmehr bleibe er an das traumatisierende Ereignis psychisch gefesselt, „es sucht ihn heim in Alpträumen, in plötzlichen Überwältigungen, sogenannten flash-backs. Begleitet ist diese terroristische Präsenz der Vergangenheit von ihrer psychischen Exterritorialität, von der Unfähigkeit, das Ereignis zu verarbeiten, es in die eigene Biographie einzulassen, sich ihm verbal zu nähern“ (Mittelweg 36 zitiert in Reemtsma, *Im Keller*, 53). Diese rekurrenten Erinnerungen sind die Folge der körperlichen Übererregung, die zugleich verstärkt wird und zu einer Retraumatisierung führen können (vgl. Perren-Klingler 1995, 16, 23). Hirsch sieht diese Wiederholungen als von innen kommende, wie triebhaft wiederholte Selbstbeschädigungen, als Restitutionsversuch (vgl. Hirsch 1997, 126).

In seinem Aufsatz „Noch einmal: Wiederholungszwang“ (Mittelweg 36, 5/98, 18-32) befasst sich Reemtsma erneut mit den wiederkehrenden Träumen, die das traumatisierende Erlebnis zum Inhalt haben und aus denen der Träumende ‚mit Schrecken‘ erwacht. Reemtsma unterscheidet nach Freud zwischen Schrecken und Angst: Angst diene als Schutzmechanismus, sich auf eine Gefahr einzustellen und das Bewusstsein vor einer Reizüberflutung zu bewahren, während dies im Schrecken entweder nicht möglich oder misslungen sei (vgl. Reemtsma 1998, 18). Während vertraute oder zu erwartende Erfahrungen automatisch und mühelos assimiliert werden, lassen sich völlig neuartige oder schreckliche Erfahrungen nicht leicht in bereits existierende kognitive Schemata einfügen. Sie werden entweder besonders lebhaft erinnert, oder sie entziehen sich vollständig der Integration. Unter extremen Bedingungen können bestehende Bedeutungsschemata nicht dazu in der Lage sein, angsteinflößende Erfahrungen aufzunehmen, weshalb diese auf

andere Weise gespeichert werden und nicht unter normalen Bedingungen abgerufen werden können: Diese Erinnerungen sind vom Bewusstsein und von willensgesteuerter Kontrolle abgeschnitten (vgl. van der Kolk/van der Hart in Caruth 1995, 160).

Eine extreme Traumatisierung schließt ihre Erfassung aus: „the observing and recording mechanisms of the human mind are temporarily knocked out, malfunction“ (Laub 1992, 57). In Wiederholungsträumen werde versucht, die ausgebliebene Angstentwicklung nachzuholen und somit die Reize zu bewältigen, die eine Traumatisierung bewirkt haben (vgl. Reemtsma 1998, 18). Eine andere Sichtweise ist die der Wiederholungen als „Ausdruck der Notwendigkeit, das Objekt als Introjekt in der Arretierung zu halten, es weder zu assimilieren noch sich von ihm zu trennen, weil beides unerträglich wäre“ (Hirsch 1997, 127). Laut Zepf ist diese quälende Form des Wiederholungszwangs jenseits des Lustprinzips selbstzerstörerisch und das Resultat einer Identifikation mit dem zerstörerischen Objekt, die für die Re-etablierung des Ichs unabdinglich sei (vgl. Zepf zitiert in Hirsch, 1997, 127-128). Nach Métraux und Fleury sitzt das Gedächtnis Traumatisierter buchstäblich in der Falle: „Es kann sich nicht von den erlebten Ereignissen distanzieren und ist wie erstarrt. Ständig und unverändert tauchen die gleichen Erinnerungen auf“ (Métraux/Fleury 1995, 159). Traumatisiert sein bedeutet, von einem Bild oder einem Ereignis besessen zu sein (vgl. Caruth 1995, 4-5). Es ist nicht nur das Erlebnis an sich, das traumatisch ist, sondern insbesondere das daraus Hervorgehen: „*survival itself*, in other words, *can be a crisis*“ (Caruth 1995, 9).

Reemtsma ergänzt, dass es jedoch nicht zwangsläufig plötzlich hereinbrechende, das Individuum überwältigende Ereignisse sind, die traumatisierend wirken. Vielmehr könne „ein Trauma sich auch jenseits des Plötzlichen ereignen“ (1998, 19) und gleichsam den Reizschutz durchbrechen.

3. Warum Aufschreiben?

Das Erzählen der traumatischen Erlebnisse ist ein erster Schritt, Distanz zu ihnen zu gewinnen und sie, statt sie immer aufs Neue zu wiederholen und zu durchleben, als ‚festen Bestandteil der eigenen Vergangenheit in den Lebensplan einzufügen‘ (vgl. Zubke 1999, 241). Kurz nach seiner Befreiung ist es trotz körperlicher und geistiger Erschöpfung ein Hauptanliegen Reemtsmas, das ihm Widerfahrene mitzuteilen: „Ich war unsicher auf den Füßen, sprach schnell, hastig, manisch, wollte berichten, es loswerden, endlich etwas tun können, etwas sagen, etwas dazu beitragen, die, die uns das angetan hatten, zu finden“ (Reemtsma, *Im Keller*, 9). Das Erzählen gleicht einem Akt der Selbstbefreiung aus der in

ihm fortbestehenden Einsamkeit des Kellers und der damit verbundenen Machtlosigkeit, die eine der schrecklichsten Erfahrungen für ihn war.

Nach einem traumatischen Erlebnis ist es notwendig, seine Identität wiederzufinden, wenn nicht sogar eine neue zu gewinnen (vgl. Aberbach 1989, 24). Das Aufschreiben als Verarbeitungsprozess kann dabei als Katalysator fungieren. Auch wenn es genug historisch nachprüfbar Belege und Dokumente über das traumatisierende Ereignis gibt, ist damit das Trauma selbst noch nicht erfasst. Erst mit dem Erzählen setzt der Prozess der Bewusstmachung und aktiven Aneignung des Traumas ein (vgl. Laub, 1992, 57).

Reemtsma legt seine zentralen Beweggründe, die Geschichte seiner Entführung aufzuschreiben und sich somit noch einmal selbst mit dieser schrecklichen Erfahrung zu konfrontieren, gleich zu Beginn des Buches dar: Seine Geschichte kursiere bereits überall, sie sei schon öffentlicher Besitz geworden, daher wolle er *sofort* nach der Freilassung beginnen, sie aufzuschreiben, um sie sich auch *in der Öffentlichkeit* wieder anzueignen (vgl. *Im Keller*, 14). Unmittelbar nach der Entführung sind seine Erinnerungen noch am authentischsten; das Niederschreiben ist ein Festhalten der unverfälschten, wenn auch subjektiven Wahrheit. Damit will er nicht nur jeder Verzerrung und Verschleierung des Geschehenen vorbeugen, sondern auch dem Verschwimmen und Vergessen seiner Zeit im Keller. Gerade wegen des großen Interesses der Medien will er mit seinem Text die Wahrheit wiedergeben, wobei es für ihn seltsam ist zu sehen, dass „das eigene Leben in Stories zerfällt, die, dem jeweiligen Medium angepaßt, in der Öffentlichkeit erzählt werden. Es gibt für das eigene Leben kein Copyright, aber es ist leichter, sich mit allerlei mißbräuchlichen Aneignungen abzufinden, wenn es irgendwo den eigenen Text gibt, auf den man zeigen kann“ (Reemtsma, *Im Keller*, 15f.)

Das Niederschreiben ist ein Mittel der Distanzierung von falschen Darstellungen in den Medien, die seine Geschichte bereits geordnet niedergeschrieben haben und die ihn durch ihre Klarheit und Struktur dazu verleiten, sie zu übernehmen, da in seinem Kopf noch ein „ungeordneter Schrecken“ (Reemtsma, *Im Keller*, 17) vorherrscht.

Er sieht zudem die Notwendigkeit, seine eigene Geschichte aufzuschreiben, um sich von diesen „Redakteursphantasien“ (Reemtsma, *Im Keller*, 17-18) zu distanzieren, aber auch vom Erlebten und von sich selbst. Er will das Geschehene in seinem Kopf selbst ordnen, soweit dies möglich ist (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 17). Traumatische Erlebnisse sind Außenstehenden sehr schwer zu vermitteln, eventuell ist dies sogar unmöglich. Ein Grund dafür ist, dass sich zwar das Erlebte selbst in Worte fassen lässt, doch die damit verbundenen extremen Gefühle des Schreckens, der Todesangst, der Demütigung und des völligen Ausgeliefertseins lassen sich kaum ausdrücken. „Das Schönste und das

Schrecklichste müssen immer ungeschildert bleiben“ (Mittelweg 97, 27), das Trauma entziehe sich der Mitteilung (Mittelweg 36, 4/97, 29). Die verbale Annäherung an das für den Betroffenen kaum begreifbare Erlebnis ist eine sehr schwierige, für viele nicht zu bewältigende Aufgabe, und auch ein so wortgewandter Mensch wie Reemtsma stößt dabei zwangsläufig an Grenzen: „Es geht im folgenden [...] um den Versuch, dieses Erlebnis [...] zu beschreiben und die mit ihm verbundenen Gefühle, soweit dieses geht (und es geht nicht sehr weit), zur Sprache zu bringen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 45).

In seinem Editorial zum Mittelweg 36 zum Thema Traumatisierung, aus dem er zitiert, liefert er die medizinische Erklärung, weshalb eine Verbalisierung der traumatischen Erlebnisse so große Schwierigkeiten bereitet: „In extremen Stresssituationen kann es dazu kommen, daß Sinneseindrücke nicht in jene Hirnpartien gelangen, die für ihre semantische Aufschlüsselung als Voraussetzung ihrer Aufnahme in den normalen Gedächtnisspeicher zuständig sind. Sie werden gleichwohl konserviert und können – etwa bei erneuter, oft aber viel geringerer Stressbelastung – aktualisiert werden.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 54). Da die Verbindung zum Sprachzentrum beeinträchtigt ist, wird die Verbalisierung stark erschwert.

Dennoch unternimmt er den Versuch, das Geschehene aufzuschreiben und damit ‚fassbar‘ zu machen. Das Erzählen ist ein Versuch des Traumatisierten, das hauptsächlich mit Gefühlen verknüpfte traumatische Erlebnis kognitiv zu erfassen und somit aus dem diffusen, dem Verstand nicht zugänglichen Bereich der Emotionen herauszulösen, um es vielleicht schließlich in die eigene Biographie einlassen zu können: „Traumatic memories are the unassimilated scraps of overwhelming experiences, which need to be integrated with existing mental schemes, and be transformed into narrative language“ (van der Kolk/van der Hart 1995, 176). Dass dies zwar keine leichte Aufgabe, aber eine unbedingt notwendige ist, zeigt sich in der nuancierten Formulierung vom „Keller [...], von dem ich zu schreiben haben werde.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 46). Durch das Erzählen verhindert er das Abrutschen der traumatischen Erlebnisse ins Unbewusste, das ihm den Zugriff verweigern würde (vgl. van der Kolk/van der Hart 1995, 168).

Ein weiterer Grund für Reemtsma ist sein Wunsch, sein Buch möge anderen, zukünftigen Entführungsoptionen eventuell nützen, da er selbst erfahren habe, wie hilfreich es war, von anderen Entführungsfällen zu wissen: „Ein wenig zu wissen, wie es einem gehen kann in Momenten von Angst, Verlorensein, Sorge um die, die sich um einen sorgen.“ (*Im Keller*, 16).

Als Hauptgrund des Aufschreibens sieht Reemtsma jedoch den Wunsch, die künstliche, ihm aufgezwungene Intimität mit seinen Entführern aufzuheben, indem er die Geschehnisse im Keller offen darlegt: „Das einzige Mittel gegen ungewollte Intimität ist Veröffentlichung.“ Der einzige Weg, der von ihm als pervers empfundenen Komplizenschaft

und Privatheit mit seinen Peinigern zu entgehen, ist das Offenlegen der Wahrheit; eine innere Distanzierung sei dafür nicht ausreichend, wie er habe lernen müssen (Reemtsma, *Im Keller*, 18). Nur durch das öffentliche Aufzeigen der Wirklichkeit des Kellers kann er eine unbeabsichtigte Verschwörung mit den einzigen anderen ‚Beteiligten‘, seinen Entführern, umgehen: „Was in diesem Keller gewesen ist, das wissen nur ich und der Verbrecher, mit dem ich regelmäßig Kontakt hatte. Und ich möchte mit diesem Menschen keine Geheimnisse teilen, keine Intimität, die während einer solchen Gefangenschaft ohnehin überaus belastend ist. Das Mittel gegen Intimität ist Veröffentlichung“ (Süddeutsche Zeitung 14.01.97).

Reemtsma betont, dass er dieses Buch nicht vorrangig als literarische Herausforderung, als Kunstwerk betrachte. Der Bericht soll so wahrheitsgetreu wie irgend möglich sein, was jede Verwendung fiktiver Elemente ausschließt. Obwohl er sich bestimmter literarischer Tricks enthalte, sei es „ein sehr bewusst konstruiertes Buch. Das gehörte zu den Gründen, warum ich es geschrieben habe: einem bestimmten Erlebnis, das sich durch Chaotik auszeichnet, nachträglich eine Formung zu geben“ (Die Weltwoche 27.02.97). Nur so kann es ihm gelingen, die ihm aufgezwungene Intimität mit den Entführern, seine Entrechtung und das Trauma der Herausnahme aus der Welt zu durchbrechen (vgl. Reemtsma, *Im Keller* 46; epd medien 21.04.99). Es ist paradoxerweise die Veröffentlichung, die Publikmachung, die er ihm ermöglicht, die zerstörte Privatheit wiederzuerlangen. „Mit dem Schritt in die Öffentlichkeit durchtrennt das Opfer das Band, das es an den Täter kettet“ (Zubke 1999, 240).

4. Das Konzept vom Ich

Wie bereits angeführt, will Reemtsma durch das Niederschreiben die Realität im Keller allgemein bekanntzumachen, um kein Geheimnis mehr mit den Tätern zu teilen und somit der ‚Komplizenschaft‘ mit ihnen zu entgehen. Eng damit verbunden ist nicht nur ein absoluter Wahrheitsanspruch, sondern auch die offene Darlegung seines persönlichen Erlebens. Dies würde er in anderen Situationen schon fast als exhibitionistisch empfinden, wie er einräumt, doch hier sei es eine Notwendigkeit (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 46). Um dennoch ein wenig Distanz zu seinem im Folgenden geschilderten Selbst, das er im Keller war, zu schaffen, hält er es für hilfreich, dafür die dritte Person Singular zu benutzen: „Peinliches hat sich auf diese Weise leichter sagen lassen“ (Reemtsma, *Im Keller* 46). Zudem drückt diese „Stilfigur“ (Reemtsma, *Im Keller*, 46) eine klare Angrenzung Reemtsmas zu seinem Ich im Keller aus; es gibt „keine Ich-Kontinuität von meinem Schreibtisch zu dem Keller“ (Reemtsma, *Im Keller*, 46). Als er nach seiner Freilassung das von den Entführern von ihm aufgenommene Foto

sieht, ist es für ihn ein bloßes Dokument, mit dem er sich nicht identifizieren kann: „Das war nicht mehr ich“ (Reemtsma, *Im Keller*, 211).

Vielleicht gibt es noch einen anderen Grund für die Verwendung der dritten Person Singular, den Reemtsma nicht direkt aufführt: Sie erleichtert die Erinnerung an das Geschehene. Obwohl das Trauma sich immer wieder in Flashbacks und Wiederholungen zeigt, entzieht es sich dem aktiven Erinnert-Werden. Überlebende eines Traumas berichten, dass sie wie aus der Distanz auf das Erlebnis blicken, oder dass sie es anderen Teilen ihrer Persönlichkeit überlassen, das überwältigende Ereignis zu ertragen und zu speichern. Das Wiedererleben des Traumas selbst ruft eine dissoziierende Reaktion hervor (vgl. van der Kolk/van der Hart 1995, 168).

In den Zeitungsrezensionen wird Reemtsmas Bericht oft als literarisch ambitionierter Selbsterfahrungsroman missverstanden. Auch wenn folgender Kommentar nicht falsch ist, verkennt er Reemtsmas Absicht: „Er führt sich mit dem schreibenden „Ich“ als Erzählerfigur ein; die Opferperspektive drückt sich im Fortgang des persönlichen Prozesses im stets zitierten „Er“ aus“ (Stuttgarter Zeitung, 21.01.97). Die Verwendung der ersten und dritten Person Singular darf nicht bloß als geschickte Verwendung eines Stilmittels der Literatur gedeutet werden, das größtmögliche Objektivität und Authentizität gewährleisten soll (vgl. Stuttgarter Zeitung, 21.01.97). Vielmehr ist es für Reemtsma eine dringende Notwendigkeit, um das Furchtbare, das ihm widerfahren ist, zu Papier bringen zu können. Sensibler kommentiert dies die *Zeit*: „Die dritte Person ist der Mann im Keller, und die erste versucht, seiner Herr zu werden“ (Die Zeit 17.01.97).

Im Keller wird sein schon vorher wankendes Konzept vom Individuum „als der Vorstellung von einem Menschen, in dem irgend etwas Kontinuität und Festigkeit in allen Wechselfällen des Lebens verbürgt,“ (Reemtsma, *Im Keller*, 196) endgültig zu Fall gebracht. Es sei falsch, in der menschlichen Seele so etwas wie einen unveränderlichen Kern zu vermuten, der das sogenannte ‚Ich‘ darstellt und der sich finden lasse, wenn man nur konsequent in sich gehe. Die Vorstellung vom Ich als verlässliches Fixum ist laut Reemtsma in der westlichen Philosophie weit verbreitet. Doch im Keller muss er feststellen, „daß die Selbstvergewisserung des Ich höchst brüchig ist, daß Identität theoretisch vom sicheren Ort formulierbar ist“ (Zubke 1999, 244). Es sei absurd, von einer Unveränderlichkeit des Ichs auszugehen und zugleich die Erkenntnis, man steige nie in den selben Fluß, als wahr anzusehen: „Da drinnen ist alles viel zu diffus, veränderlich, äußeren Eindrücken ausgesetzt, als daß es sich zum Archimedischen Punkt eignete“ (Reemtsma, *Im Keller*, 198). Auch die cartesianische Sichtweise vom Ich als Ausgangspunkt alles weiteren habe sich nicht mit

seiner eigenen Erfahrung im Keller gedeckt: *Im Keller* sei er seinen Gefühlen ausgesetzt gewesen; mehr noch: Er sei seine Gefühle gewesen, und es habe nichts gegeben, das dieser Gefühle Herr hätte werden können (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 199). Voraussetzung dafür, unbefangen das Wort ‚ich‘ zu gebrauchen, sei ein komplexes Beziehungsgefüge zur Außenwelt. Fällt dieses auseinander und verliert das Individuum ein Mindestmaß an „Verfügungsgewalt über Sachen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 199), so verliere diese europäische Auffassung vom Ich ihre Basis. Das ‚Ich‘ wird für Reemtsma zum Konstrukt. An dieser Stelle zitiert Reemtsma Wittgensteins Aussage über die Möglichkeit, die Gefühle anderer zu verstehen, wonach ein innerer Vorgang äußerer Kriterien bedürfe (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 199). Im christlichen Sinne können diese äußeren Kriterien sich auf Gott beziehen oder auf eine imaginierte Nachwelt. *Im Keller* habe es für ihn nichts Identitätsbildendes gegeben; die Tatsache, dass er einzig wegen seines Geldes dort gewesen sei, habe jedem Selbstbild als Märtyrer entgegengewirkt (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 200). Es ist eine weitere Demütigung für ihn, dass er sowohl von den Entführern als auch den Medien auf den Status des ‚Zigarettenmillionärs‘ reduziert wird.

Reemtsmas Auffassung vom Ich bleibt ambivalent. Wenn es für ihn im Keller etwas gibt, das Zeugnis über seine Identität ablegt, so ist es das Aufschreiben. Zwar kann ihm das Schreiben keinen von der Angst unberührten ‚Kern‘ offenbaren, da es keinen solchen geben, aber „das Stück Papier war doch ein Ort, der dokumentierte, daß er aus sich heraustreten konnte. Wenn man so will, war das Papier der Ort seines Ichs. Er vollzog buchstäblich eine Transzendenz“ (Reemtsma, *Im Keller*, 205). Die 40 eng beschriebenen Seiten muss er im Keller zurücklassen – und mit ihnen einen Teil seiner Persönlichkeit (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 206). Das Erlebte „hat seine Identität nachhaltig beschädigt“ (Zubke 1999, 246).

Er erlebt eine deutliche Trennung von seinem Körper, der ihm nur als Instrument erscheint und der sich sonst nicht weiter bemerkbar macht (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 203). Dies lässt sich als Folge der permanenten somatischen Stressreaktion auf die Extrembelastung erklären, die den Körper in einen Zustand andauernder Übererregung in Flucht- oder Kampfbereitschaft hält und die Aufmerksamkeit nach aussen richtet. Auf Dauer setzen als Schutz vor dieser Übererregung dissoziative Ausweichstrategien ein, die sich auch als Gefühllosigkeit äußern können (vgl. Perren-Klingler 1995, 17): „Damit wird die Perzeption von Schmerz und Angst verändert. Im besten Fall entsteht ein emotionsloses, dissoziiertes Funktionieren, „monitoring“ genannt, bei dem alles, was sich im Körper an Empfindungen somatischer und emotionaler Art abspielt, nur am Rande oder gar nicht wahrgenommen wird“ (Perren-Klingler 1995, 15). Bis zu einem gewissen Grad trifft dies

sicherlich auch auf Reemtsma zu, zumindest, was die kaum bewusste – oder unbewusst unterdrückte – Wahrnehmung seines Körpers betrifft.

5. Macht und Machtlosigkeit

Reemtsma spricht von einem extremen Machtgefälle, das seine eigene ‚Rolle‘ wie auch die seiner Entführer charakterisierte: „absolute Macht dort, absolute Ohnmacht hier.“ (Reemtsma, *Im Keller* 17). Diese Erfahrung des völligen Ausgeliefertseins prägt ihn auch nach seiner Freilassung; sie lässt sich nicht abschütteln. *Im Keller* ist er gezwungen, in totaler Passivität zu verharren, die sich demoralisierend auf ihn auswirkt (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 72). Erschreckend ist die Erkenntnis, völlig von den Launen und auch Gedankenlosigkeiten seiner Entführer abhängig zu sein (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 86).

Die Entführer sind „Herren über Leben und Tod“ (Reemtsma, *Im Keller*, 183):

Man verliert diesen Gedanken nie: Dieser Mensch verfügt über mein Leben. In doppelter Hinsicht: Er kann mich jederzeit töten (und es ist zu vermuten, daß er das tun wird, wenn es ihm aus einem von mir nur bruchstückhaft rekonstruierbaren Kalkül heraus vorteilhaft erscheint), und einzig von ihm sind – solange ich lebe – meine Lebensbedingungen abhängig.
(Reemtsma, *Im Keller*, 180).

So liegt es einzig an der Entscheidung der Entführer, wie diese Lebensbedingungen aussehen. Sein ‚Tagesablauf‘, den es nach seinem eigenen Bekunden eigentlich nicht gab (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 154), und seine geistige/psychische Verfassung hingen ebenfalls von den Entführern ab. Das wichtigste Unterscheidungskriterium zwischen den einzelnen Tagen waren die jeweils vorherrschenden Gefühle, die ebenfalls vom Zeitplan seiner Entführer sowie deren Auswahl der ihm übermittelten Informationen mitbestimmt wurden (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 154). Eine psychologisch für ihn wichtige Gegenmaßnahme gegen die völlige Abhängigkeit vom Kalender der Entführer ist sein Versuch, selbst eine gewisse Regelmäßigkeit in seinen Tagesverlauf im Keller zu bringen. Diese ‚Routine‘ beschreibt er relativ ausführlich (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 154-159). So ist es ihm wichtig, den Tag mit einer Aktivität zu beginnen, um „einem stieren Warten auf das undefinierbare Irgendwas“ (Reemtsma, *Im Keller*, 156) zu entgehen.

Besonders ein Ritual verdeutlicht die demütigende Erfahrung der völligen Machtlosigkeit: Wenn jemand an die Tür klopft, muss er sich auf den Bauch legen, das Gesicht nach unten. Er darf es auf keinen Fall riskieren, die andere Person anzusehen.

Auch die Zeit, die er ohne Uhr verbringen muss, verstärken sein Gefühl des Ausgeliefertseins, obwohl es ‚nur‘ zwei Tage in dieser ‚Zeitlosigkeit‘ sind, die er ertragen

muss (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 79). Er sieht die Uhr als „eines der Hilfsmittel, mit denen man Kontakt zur Welt hält“ (Reemtsma, *Im Keller*, 79).

Er bittet seine Entführer um Lektüre mit der Begründung, sie sei dringend notwendig, wenn man wolle, dass er bei klarem Verstand bleibe (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 87). Als ihm dies bewilligt wird und zudem die Deckenlampe repariert wird, verspürt er unendliche Dankbarkeit seinen Entführern gegenüber. Dies bezeichnet er als typisch für das sogenannte Stockholm-Syndrom, das für ein paradoxerweise fast schon freundschaftliches Verhältnis der Opfer zu ihren Peinigern steht. Dies soll in dem Kapitel über die Folgen des Traumas noch ausführlicher behandelt werden (s. S.???)

Rasch folgt Selbstekel seiner Freude über die Stimme des Engländers, die zumindest ein winziges Stück der Außenwelt in den Keller zu bringen scheint (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 170). Auf der anderen Seite hegt er Vergeltungsgedanken insbesondere gegen den ‚Engländer‘, der ja der einzige sich ihm zeigende und mit ihm kommunizierende der Entführer ist. Er malt sich aus, was er ihm antun könnte, stünde es in seiner Macht, wobei er sich allerdings nicht von seinem Hass beherrschen lässt und die Rachegeanken als gemäßigt anzusehen sind.

Nach der ersten gescheiterten Übergabe steigert sich Reemtsmas Gefühl der Ungewissheit und Ausweglosigkeit; die aus dieser Zeit stammenden Briefe an seine Frau sind ihm im Nachhinein peinlich, doch m .E. nur zu verständlich. Er hat furchtbare Angst, möglicherweise noch einige Monate im Keller zubringen zu müssen und befürchtet, man nehme seine Situation nicht ernst genug, was er im Rückblick als „Wahn“ (Reemtsma, *Im Keller*, 101) bezeichnet. Da seine einzige und zudem äußerst spärliche Informationsquelle die Entführer selbst sind, ist für ihn natürlich unbegreiflich, wieso beim Versuch der Geldübergabe von Seiten seiner Befreier niemand erschienen sei. Dass er infolgedessen seine ‚Contenance‘ verliert und nur noch von dem einen Wunsch beseelt ist, endlich befreit zu werden, ist leicht nachvollziehbar, auch wenn es für seine Rücksichtnahme gegenüber seiner Frau und seinem Freund Gerhard Schwenn spricht, wenn ihm seine direkten Appelle, ihm so schnell wie möglich zu helfen, unangenehm sind. Reemtsma selbst sieht in den Briefen einen Beweis, dass die Entführer ihn teilweise dazu gebracht hätten, ihre Perspektive anzunehmen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 98, 100). Dies zeige sich besonders in der Formulierung ‚meine‘ Entführer (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 109), die er sonst immer bewußt vermieden hat, wie auch in dem Satz „Keine Polizeitaktik mehr!“ (Reemtsma, *Im Keller*, 100), der in der Tat auch von den Entführern selbst hätte stammen können. Doch angesichts der extremen nervlichen Anspannung und der Erschöpfung ist auch dies nur allzu menschlich, wie auch

das zweimal verwendete „Ich kann nicht mehr!“, das er nun als ‚fatal‘ wertet (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 101).

Nach einem weiteren gescheiterten Geldübergabeversuchen ergreift er für sich selbst die Initiative, schreibt zunächst einen Gnadengesuch an die Entführer und arbeitet dann eigene Möglichkeiten aus, die er aufschreibt und später dem ‚Engländer‘ geben will. Dies ist für ihn ein winziger Schritt aus der völligen Passivität und Machtlosigkeit heraus; ihm scheinen sich neue Chancen zu eröffnen, durch seine eigene Aktivität schließlich befreit werden zu können. Von einem Einfall wird er geradezu euphorisch und befürchtet kurz darauf, vielleicht nicht mehr klar denken zu können. Zu einer Übergabe der Vorschläge kommt es allerdings nicht, da inzwischen ein weiterer Plan der Entführer umgesetzt werden soll (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 140). Eine vergleichbare Situation ergibt sich bereits in der ersten Nacht der Entführung, als er schriftlich einige Fragen der Entführer beantwortet und einige Informationen hinzugibt, die von den Entführern nicht direkt erfragt worden waren, ihm jedoch wichtig erscheinen. Er schildert dies sehr eindrücklich:

Als er diese paar Sätze geschrieben hatte, traten der Schock, die Angst und die Verzweiflung in den Hintergrund. Er war fast euphorisch gestimmt. Es glich der plötzlichen Wirkung eines Medikaments, und doch lag es an nichts weiter als an dem Umstand, daß er ein paar Sätze geschrieben hatte. Sätze, die ihm nicht vorgeschrieben gewesen waren. er hatte etwas zu der Situation hinzugetan. Sie erweitert, sie mitgestaltet. Den Entschluß gefaßt, eine Information zu geben, die die Entführer davon abhalten konnte, falsche und zeitraubende Dinge zu tun. So lächerlich und gering das erscheint, er war damit doch aus der totalen Passivität und Überwältigung herausgetreten.
(Reemtsma, *Im Keller*, 204).

Reemtsma weist auf das oft anzutreffende Phänomen hin, dass es die Opfer sind, die sich ihrer „Übermächtigung“ (Reemtsma, *Im Keller*, 191) schämen, d. h. aus der Schuld des Täters werden die Schuldgefühle des Opfers (vgl. Hirsch 1997, 68): „Eine Übermächtigung macht einen klein, reduziert einen, liefert einen aus, ist stets auch dann eine Schändung und Schmach, wenn für den Außenstehenden scheinbar gar nichts Peinliches dabei ist.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 191). Zumindest teilweise suche man bei sich selbst die Schuld, da man ja Schutzmaßnahmen gegen eine Entführung hätte treffen können. Somit gehen Gefühle der Schuld mit denen der Scham einher, da sie eine Erklärung dafür liefern, wie so etwas geschehen konnte, statt von einer völligen Willkür der Ereignisse auszugehen, was noch schwerer hinzunehmen wäre (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 192). Die Ansicht, dass es eine Zufälligkeit des Geschehens gibt, ist eng mit der Erkenntnis der eigenen Machtlosigkeit verknüpft: Sie unterminiert den Glauben daran, dass jeder in seinem Leben die Fäden selbst

in die Hand habe oder, wie Reemtsma schreibt, „der Regisseur seines eigenen Lebens“ sei (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 192).

Als am 25.08.99 vor dem Hamburger Landgericht der Prozess gegen die Entführer beginnt, entschuldigt sich Piotr Laskowski, der Reemtsma vor seinem Haus überwältigt hatte und allgemein als ‚Mann fürs Grobe‘ galt, „für das große Leiden, an dem ich mitgewirkt habe“ (Die Welt 26.8.99). Die Welt schildert die Konfrontation von Täter und Opfer wie folgt: „Jan Philipp Reemtsma, der in Begleitung von Sicherheitsleuten zum Prozess erschienen ist, bleibt unbewegt angesichts der Entschuldigung. Lange blickt er den Polen an, direkt ins Gesicht sieht das Opfer seinem Entführer. Der Pole erträgt sie nicht, die Kraft dieses Blickes, schlägt die Augen nieder und stiert auf die Platte des Tisches, an dem er sitzen muss“ (Die Welt 26.8.99). – Reemtsma gelingt es nun, das Machtverhältnis der Entführung ins Gegenteil zu verkehren; nun ist er der Stärkere, der ehemalige Täter kann dem Blick des vormaligen Opfers nicht standhalten.

6. Das Gefühl des Aus-der-Welt-Seins und der Verlust des Urvertrauens

Die Verschleppung an einen ihm unbekanntem Ort, der damit verbundene, wenn auch vorübergehende Verlust des Zeitgefühls und die völlige Abgeschnittenheit von seiner Familie und dem normalen sozialen Umfeld führen dazu, dass er sich als nicht mehr der Welt zugehörig empfindet. Nach der Schilderung der Ereignisse ausserhalb des Kellers fügt er hinzu: „Während sich all das abgespielt hat, war mein Platz nicht in jener Welt; ich mußte draußen bleiben.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 45). Er hat nicht einmal eine vage Vorstellung davon, in welche Himmelsrichtung seine Entführer mit ihm gefahren sind, und ihm wird bewusst, dass alle, die in der folgenden Zeit an ihn denken würden, dies nicht mehr mit einem konkreten Ort würden assoziieren können (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 72): „Er war einfach weg. Weg.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 72). Als sein Sohn klein war, erinnert sich Reemtsma, habe er statt runterfallen ‚wegfallen‘ gesagt. „Das war immer recht eindrücklich gewesen: »Oh, weggefallen« Jetzt war er, der Vater, irgendwie weggefallen. Dieses Gefühl war, schlimmer noch als die andauernde Todesangst, in den nächsten 33 Tagen das beherrschende: weggefallen zu sein, irgendwie aus der Welt“ (Reemtsma, *Im Keller*, 72). Er muss nun erfahren, wie sehr das Bild des ‚aus der Welt Fallens‘, das er häufiger für die schlimmen Erlebnisse anderer Menschen verwendet hatte, nun seine eigene Situation charakterisiert. Das Bild stamme ursprünglich aus Freuds Abhandlung «Das Unbehagen in der Kultur», in dem es um das Gefühl des sicheren Aufgehobenseins in der Welt gehe. Nach

Freud ist es ein „Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt“ (Freud zitiert in Reemtsma, *Im Keller*, 73). Auch an dieser Stelle erinnert er sich an einen Reim aus einem Kinderbuch, das er seinem Sohn oft vorgelesen hat und dessen tröstlicher Schlussvers lautet „Denn niemand fällt ins Nirgendwo./ UND NICHTS FÄLLT AUS DER WELT!“ (Reemtsma, *Im Keller*, 73). In einem Brief an seine Frau knapp eine Woche nach seiner Verschleppung schreibt er von einem „absurden, aus der Welt gefallenen Alltag“ (Reemtsma, *Im Keller*, 96). Der Entführer stellt den einzigen konkreten Garanten für die Außenwelt dar; er ist der „einzige Mensch in Reichweite“ (Reemtsma, *Im Keller*, 180).

Das Gefühl, in einem leeren, zeitlosen Raum zu schwimmen, in völliger Isolation und Abgeschnittenheit von der Außenwelt wird noch durch den Verlust des Zeitgefühls verstärkt. Bei seiner Ankunft wird ihm die Uhr abgenommen, was ihn sehr stark beschäftigt, da er so den Tag nicht mehr einteilen, ‚portionieren‘ kann, was einer Kräfteeinteilung gleichkommt bei der Bewältigung des Problems, „das in nichts weiter besteht als in der bevorstehenden Zeit“ (Reemtsma, *Im Keller*, 78):

Ohne Uhr treibt man wie in einem Meer von Zeit, ohne ein Ufer zu sehen. Nein, schlimmer, wie in einem Bottich, dessen Ränder zu hoch sind und keinen Halt geben. Man wird schwimmen, solange die Kräfte reichen, und weiß doch, daß man nirgendwo hinkommt und irgendwann untergehen wird.
(Reemtsma, *Im Keller*, 78)

Dieses Bild des Gefangenseins im Bottich, in dem er ununterbrochen Wasser treten muss und aus dem er nicht heraus kann, wird an anderer Stelle wiederaufgegriffen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 154). Seine Situation wird durch die völlige Dunkelheit, die gar keine Rückschlüsse auf die Tageszeit ermöglicht, noch verschlimmert. Zwei Tage später gibt man ihm die Uhr zurück, wodurch sich das Problem verlagert: Zwar kann er nun die „unverhältnismäßigen Panikattacken“ umgehen, aber die Zeit scheint sich für ihn zu dehnen, Viertelstunden erscheinen wie Stunden: „Mit Uhr ist man nicht Herr über die Zeit, aber auch sie herrscht nicht. Sie wird neutral, Außenwelt, Problem. Ohne Uhr gibt es im Grunde keine Zeit, sondern nur Ewigkeit, in die man geworfen wird, und Ewigkeit ist Stillstand“ (Reemtsma, *Im Keller*, 79). Sein Gefühl des ‚Aus-der-Welt-Seins‘ wird durch das Fehlen einer zeitlichen Orientierung verstärkt, da die Uhr nicht nur ein ‚Zivilisationssymbol‘ ist, sondern auch ein ‚Hilfsmittel‘, den Kontakt zur Welt aufrecht zu halten (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 79).

Das Gefühl des ‚Aus-der-Welt-Seins‘ ist charakteristisch für Traumatisierte: Obwohl es sich in der ‚normalen‘ Realität abspielt, liegt ein traumatisches Ereignis außerhalb ihrer

Parameter, wie z. B. Kausalität, logische Abfolge, Ort und Zeit. Das Trauma passt in keine Kategorie; es ist ein Ereignis ohne Anfang, ohne Ende, es hat kein Davor, kein Währenddessen und kein Danach. Vielmehr wird es definiert durch sein schwer greifbares ‚Anderssein‘, das Hervorstechende ist die zeitlose Allgegenwärtigkeit, durch die es außerhalb der Reichweite miteinander verknüpfter Erfahrungen liegt, außerhalb der Möglichkeiten, es zu verstehen, nachzuerzählen und zu meistern (vgl. Laub 1992, 69).

Ein Versuch, zumindest psychologisch wieder eine Verbindung zur Außenwelt herzustellen, ist die Bitte an seinen Sohn, genau wie er jeden Tag um Punkt 17.00 Uhr in der »Chronik des 20. Jahrhunderts« nachzusehen, was am entsprechenden Datum an jedem Tag des Jahrhunderts geschehen ist. Durch diese simultane Handlung, dieses tägliche Ritual will Reemtsma eine „emotionale Nähe“ (Reemtsma, *Im Keller*, 92) schaffen, doch empfindet er es bald selbst als „eine einzige Quälerei“ (Reemtsma, *Im Keller*, 92). Dennoch kann er aus Gewissenhaftigkeit oder aus Aberglauben, wie er schreibt, nicht davon lösen und behält es, im Gegensatz zu seinem Sohn, bis zum Schluss bei. Gleichsam ist auch die von Reemtsma erdachte Route einer Weltreise, die er seinem Sohn schreibt, eine Art innerer Fluchtversuch, „der Traum eines in einem Keller Angeketteten“ (Reemtsma, *Im Keller*, 114).

Es ist eine typische Reaktion Traumatisierter, dass sie das Erlebte als sinnlose Erfahrung ansehen, aus der sich keine Lehre ziehen und die sich auch nicht in ihre Biographie einfügen lässt (vgl. van der Kolk/van der Hart 1995, 164). „Sie paßt sich [...] gar keiner anderen Erfahrung an (es sei denn der des- oder derjenigen, die oder der Ähnliches erlebt hat). Es ist mit ihr im Grunde nichts anzufangen. Sie lehrt nichts.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 45). Gerade diese Sinnlosigkeit des traumaauslösenden Ereignisses verhindert die Integration in die ‚Geschichte‘ des Traumatisierten (vgl. Perren-Klingler 1995, 14). Es entzieht sich der Kategorisierung und Bewältigung, da es ausserhalb einer bedeutungsvollen und verständlichen Wirklichkeit steht. Ebenso wenig wie für sich selbst kann Reemtsma seiner Zeit im Keller einen Platz in der Welt zuordnen; „auch sie muß draußen bleiben.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 45). Daher hält er auch die Bezeichnung ‚Erfahrung‘ für nicht angemessen, da Erfahrungen eng mit den Kontinuitäten des Lebens zusammenhängen, während es sich in seinem Fall um extreme Diskontinuität handele (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 45). Diese Definition entzieht sich m. E. zunächst einer eindeutigen Auslegung; vermutlich ist damit gemeint, dass Erfahrungen mit einem Lernprozess einhergehen oder zumindest der zu erwartenden logischen Abfolge von Ereignissen entsprechen, was bei dem in Reemtsmas Augen sinnlosen Geschehen im Keller nicht möglich ist. Dennoch beinhaltet der Begriff Erfahrung sowohl Kontinuität als auch Diskontinuität, wie Zubke mit einem Verweis auf die etymologische Verknüpfung mit ‚Durchwanderung‘ und ‚Erforschung‘ belegt

(vgl. Zubke 1999, 243). – Doch lässt sich Reemtsmas Aussage auch aus einer anderen Perspektive verstehen: Nach Erkenntnissen der modernen Neurobiologie ist das Kategorisieren die Grundlegendste aller mentalen Aktivitäten; mit genügend Erfahrung kann sich das Gehirn ein Modell von der Welt erschaffen (vgl. van der Kolk/van der Hart 1995, 169). Reemtsma ist mit einer Extremsituation konfrontiert, das zu nichts ihm zuvor Widerfahrenen passt, sein Selbstverständnis und Gefühl der Aufgehobenheit in der Welt massiv untergräbt, das sich nicht kategorisieren lässt und daher keine sinnschaffende Erfahrung darstellt.

Je länger er im Keller ist, desto mehr schwindet sein Vertrauen in sein Aufgehobensein in dieser Welt und in die verlässliche, vorherbestimmte oder von einer wohlwollenden höheren Macht gelenkte Abfolge der Ereignisse. Im Gegenzug räumt er dem Zufall einen immer größeren Stellenwert ein: „Er merkte, daß er, wie wahrscheinlich viele, unbewußt in der Vorstellung gelebt hatte, sein Leben folge einem Drehbuch, in dem bestimmte Dinge einfach nicht vorkommen würden, jedenfalls nicht solches Hereinbrechen von außen, nicht diese Reduzierung zur Tauschware gegen Cash“ (Reemtsma, *Im Keller*, 173).

7. Der Umgang mit dem Schrecken– Der ‚Alltag‘ im Keller

Der eigentliche Vorgang des Entführens als Moment des extremen Schreckens, in dem das traumatisierende Erlebnis einsetzt, spielt sich in Reemtsmas Wahrnehmung vermutlich langsamer ab als in Wirklichkeit: „von dort kam (sprang? Nein, es schien so viel langsamer) ein Maskierter aus dem Gebüsch“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55). Diese verzerrte Wahrnehmung der Zeit ist ein typisches Merkmal der Traumatisierung; wie er selbst anführt, unterschätzen Menschen in Situationen extremer Angst oft die Zeit: „Da ihnen sowieso jede Minute wie eine Stunde vorkommt, verkürzen sie in ihrer Erinnerung die Zeit unbewußt überproportional“ (Reemtsma, *Im Keller*, 65).

Als man seinen Kopf gegen die Wand schlägt, sieht er „einen hellen Blitz, wie eine gezeichnete Explosion in einem Comic vielleicht, sternförmig, gezackt, bunt, hell, gar nicht grell“ (Reemtsma, *Im Keller*, 59). Die Vergleiche und Assoziationen, die Reemtsma immer wieder zur Veranschaulichung seiner Schilderung ergänzt, wirken zum Teil schockierend auf die Leser, da sie nicht zu seiner schlimmen Situation passen: Als ihm die Augen verbunden werden, ergänzt er, dies sei nicht sehr sorgfältig geschehen, „und beim Topfschlagen hätte er noch jeden Preis gewinnen können“ (Reemtsma, *Im Keller*, 60). Dieser Gedanke ist natürlich der Situation völlig unangemessen und makaber; er verdeutlicht jedoch, dass

Reemtsma sich seiner Lage noch nicht bewusst war, noch nicht begreifen konnte, „daß man ihn aus seinem Leben geschlagen hatte“ (Reemtsma, *Im Keller*, 60). Allerdings ist es schwer festzustellen, ob diese Gedanken authentisch sind oder im Rückblick ergänzt wurden. Er muss sich zwingen, einzusehen, dass wirklich passiert, was er sich nicht vorstellen kann. In seinen eine Woche nach der Freilassung verfassten Aufzeichnungen schildert er dies sehr eindrücklich:

Es war diesmal nicht ein Satz, der unwillkürlich auftauchte, sondern etwas, das ich mir bewußt sagte: >Das ist es jetzt<, und: >Das ist die Wirklichkeit!< Ich sagte mir das eindringlich mit stummen Worten, weil ich es natürlich nicht glauben konnte, nicht glauben wollte. DAS sollte nicht sein. DAS (was immer es war, als was es sich herausstellen würde) war nicht irgendein Etwas, dem als identifizierbare Besonderheit zu begegnen gewesen wäre, es war kein Irgendwas, sondern DAS, und das einzige, was ich darüber wußte, war, daß DAS nicht, niemals, nirgendwo sein sollte, hätte sein sollen, sein dürfen. Es war bloß da, und so tatsächlich es da war, so sehr mußte ich mich überreden, noch als ich auf die Mauer geschoben wurde, durch den Garten geführt, ins Auto gestoßen, daß DAS die Wirklichkeit war, und daß vor allem jetzt nichts anderes für mich wirklich war.
(Reemtsma, *Im Keller*, 60-61.)

Auch auf der Fahrt ins Versteck kann er kaum einen klaren Gedanken fassen, und er muss sich immer wieder selbst sagen, dass dies die Wirklichkeit sei und wirklich passiere (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 64). Die erste Zeit im Keller ist gekennzeichnet von innerem Chaos und Unordnung; er kann immer noch nicht fassen, was ihm widerfahren ist. Alles war „noch so unwirklich, daß er sich immer wieder sagen mußte, daß es DIE WIRKLICHKEIT sei und ganz sicher nicht der Scherz eines TV-Teams, das plötzlich zur Tür hereinkommen und «Voll erwischt!» brüllen würde“ (Reemtsma, *Im Keller*, 70). In seinem Aufsatz über Wiederholungszwang bezieht Reemtsma sich auf diese typische Reaktion Verschleppter, diese plötzliche Statusveränderung nicht akzeptieren zu können und auf eine zwar unrealistische, doch erträglichere Auslegung der Situation zurückzugreifen. Darin, so Reemtsma, zeige sich „das Funktionieren des Bewußtseins im Zustand der Reizüberflutung. Es versagt sich der oder versagt vor seiner eigentlichen Aufgabe, die Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen, fällt aber in seinere elementarere, die des Reizschutzes, zurück“ (1998, 20).

Im Keller tritt an die Stelle der Angst eine „diffuse Verzweiflung“ (Reemtsma, *Im Keller*, 64) beim Gedanken an die Reaktionen seiner Frau und seines Sohnes. Das langsame Abswellen seiner durch den Schlag gegen die Mauer zugeschwellene Nase ist für ihn die „physisch erlebbare Beglaubigung“ (Ik, 60) der für ihn immer noch unfassbaren Realität seiner Entführung.

Bei der Ankunft im Keller verspürt er sowohl „entsetzliche Angst“ (Reemtsma, *Im Keller*, 69) als auch Erleichterung: „ES war passiert, aber er wußte jetzt, was ES war. Eine Entführung“ (Reemtsma, *Im Keller*, 69). Er erkennt, dass er zwar eine Überlebenschance hat, doch wie lange würde „DAS“ (Reemtsma, *Im Keller*, 70) dauern, und in welchem seelischen und geistigen Zustand wäre er dann? (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 70). Am ersten Abend im Keller kreisen seine Gedanken vor allem um seine Frau, wann sie sein Fehlen bemerken und wie sie es ihrem Sohn beibringen würde. Aus Angst, „irgendwie von den eigenen Tränen weggeschwemmt zu werden, die nötige Contenance nicht mehr finden zu können“ (Reemtsma, *Im Keller*, 71), nimmt er sich vor, nicht zu weinen, obwohl er das gern getan hätte. Am ersten Abend schläft er rasch ein, bedingt durch seine Erschöpfung und den Wunsch, „aus dem Bewußtsein seiner Situation zu fliehen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 74).

Sein Gefühlszustand im Keller ist in der folgenden Zeit gekennzeichnet von „Gefühlsböen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 70) und er muss lernen, „mit ihnen weniger als in ihnen zu leben“ (Reemtsma, *Im Keller*, 70). Bis zu einem gewissen Grad gelingt es ihm, sich mit der Gefangenschaft zu arrangieren, sich halbwegs an diese Ausnahmesituation zu gewöhnen, auch an den Tagen, an denen er von einer weiteren, längeren Herauszögerung seiner Freilassung erfährt. Die Gründe dafür sieht er wie folgt:

Erstens hat man gelernt, daß man auch die Tiefpunkte solcher Tage durchleben kann, was man nach wenigen Tagen noch nicht weiß. Zweitens mißt man die Dauer eines Tages gemäß der Relation, in der sie zur Gesamtdauer steht. [...] Drittens wird der Raum außerhalb der Welt, in den man gestoßen worden ist, selbst zu einem Stück Welt. Die Wände werden vertraut. Es gelingt, sich auf ein Buch wirklich einzulassen und seine Lektüre nicht nur als einen hysterischen Zeitvertreib zu betreiben.“
(Reemtsma, *Im Keller*, 102-103).

Diese Form der Gewöhnung weicht seiner Auffassung noch jedoch stark vom Alltagssinn ab, genauso wie der später beschriebene Alltag im Keller nichts mit einer gewissen Ruhe und Beschaulichkeit zu tun, die man normalerweise damit assoziiert: Gewöhnen heißt für ihn in seinem Fall, dass das Unglück immer stärker verinnerlicht und ein Bestandteil seiner selbst wird, „daß die Chance, aus dem Unglück aufzutauchen wie aus einem Albtraum, den man unter der morgendlichen Dusche abwaschen kann, geringer wird. Gewöhnung bedeutet eine größere pathogene Intensität: Die Seele verlagert den Schrecken aus der Aktualität ins Chronische, aus der Exterritorialität ins Leben“ (Reemtsma, *Im Keller*, 103) Man könne sich an ein Leben in extremer Angst und Ungewissheit gewöhnen, das einem „in die Zeit gedehnten Schock“ (Mittelweg 36 5/98, 23) gleichkomme. Hier deuten sich die Folgen seiner traumatisierenden Erlebnisse für die Zeit nach dem Keller schon an.

Das Leben in permanenter Angst zehrt an seinen Kräften, wie er in seinem Brief vom 7./8.4. an seine Frau und Gerhard Schwenn schreibt: „jede Verzögerung potenziert sich, ohne daß mit der gewonnenen Zeit mehr erreicht wäre, als daß meine persönlichen Reserven weiter abgebaut werden“ (Reemtsma, *Im Keller*, 108). Der Gedanke des Nicht-mehr-Könnens, des stetigen Schwindens der inneren Ressourcen wird von Reemtsma an mehreren Stellen angeführt. Insbesondere der Gedanke an seine Familie und die Ungewissheit, ob sie ihn jemals wiedersehen würde, verschlimmert seine Verzweiflung und destabilisiert sein Durchhaltevermögen. Daher muss er sich zwingen, diese Vorstellung beiseite zu schieben. Dennoch zeigt diese ständige Belastung und Anspannung mit der Zeit auch körperliche Folgen: Er hatte nie zuvor Herzprobleme, doch nun beginnt sein Herz weh zu tun, was im Laufe der Zeit im Keller noch zunimmt und sich in unregelmäßigem Schlagen und schmerzhaften Stichen äußert (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 159). Ausdruck seiner Beklemmung ist das Gefühl, als sei ein schwerer Ring um seine Brust gezogen.

Das Schlimmste für Reemtsma ist die Nicht-Absehbarkeit des Endes der Entführung, die für ihn noch unerträglicher ist als die Aussicht auf den angedrohten Verlust eines Fingers, mit der er sich nachhaltig befasst (vgl. Reemtsma, *Im Keller* 104-105), und sogar noch schlimmer als die Angst vor dem Tod: „Irgendwann in dieser Zeit merkte ich, daß die Angst vor dem Tod nicht mehr das Hauptproblem war, sondern die Zeit selbst“ (Mittelweg 36, 5/98, 24). Er ist im Keller mit Gefühlen konfrontiert, die nur in diesem Rahmen bestehen können und sich außerhalb des Kellers kaum greifen lassen. Daher ist die Fortdauer dieses extremen Zustandes für Reemtsma schlimmer als alle anderen Ängste, sogar die Todesangst eingeschlossen (vgl. 194). Trotz allem ist natürlich auch die Vorstellung qualvoll, möglicherweise einfach im Keller zurückgelassen zu werden und eines langsamen Todes zu sterben (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 175).

Die nach eigenem Bekunden wichtigste Ablenkung (vgl. Gespräch mit Reemtsma, *Süddeutsche Zeitung*, 6.5.96) ist für ihn die Lektüre, um die er seine Entführer bittet und die er sich sehr sorgfältig einteilt, da er viel zu viel leere, ereignislose und bedrohliche Zeit hat, die es zu ‚verbrauchen‘ gilt (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 82). Zudem braucht er dringend etwas geistig Anregendes, um nicht ‚intellektuell zu verhungern‘: Für den Fall, dass er keine neue Lektüre erhält, nimmt er sich das Auswendiglernen der vorhandenen vor. Dabei soll ihm das Lesen davon abhalten, zu viel über seine Situation nachzudenken. So liest er bis mindestens zwei Uhr morgens, oft noch länger, um vor Müdigkeit schnell einschlafen zu können (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 158).

Wie drückend diese für ihn nicht vergehen wollende Zeit ist, zeigt sich auch anhand seines Auf- und Abmarschierens im Keller. In der Tat ist auch das Gehen ein Mittel des

‚Zeit-Totschlagens‘ und nimmt bald „manische Züge“ (Reemtsma, *Im Keller*, 159) an. Er rechnet 4000 Schritte für eine Stunde (vgl. SZ, 6.5.96) und beginnt zu zählen, wie viele Schritte er an einem Tag machen kann, und erreicht schließlich einmal 18500 (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 161). Seinen Verstand beschäftigt er damit, sich bestimmte Situationen und Szenen, z. B. das Abgehen eines bestimmten Weges, genau und ‚in Echtzeit‘ auszumalen, Spaziergänge mit Bekannten, Beratung von Studenten (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 202). Diese Vorstellungen nehmen seinen Geist in Anspruch, ohne zu gefühlsbeladen und damit schmerzhaft zu sein, wie z. B. die Gedanken an seine Frau und seinen Sohn.

Schon im Keller bietet das Schreiben ein Mittel zum Umgang mit der permanenten Angst. Als er in völliger Ungewissheit, wie sich die Situation entwickeln werde, für den schlimmsten Fall einen Abschiedsbrief an seine Frau und seinen Sohn verfasst, spürt er die ‚therapeutische Wirkung‘ des Schreibens: Es hilft ihm, „eine gewisse Haltung zurückzugewinnen. Die Angst verlor ihn nicht, aber er fand sich als Person wieder“ (Reemtsma, *Im Keller*, 83). „Daß ich habe schreiben können, ist für mich ganz wesentlich dafür gewesen, daß mein Kopf geordnet funktionierte“ (SZ, 6.5.96). Das Tagebuch, das er im Keller zurücklassen musste, spielte eine wichtige Rolle für ihn, da es ihm half, seine Gefühle zu verbalisieren. Diese konnte er damit zwar nicht ‚abstellen‘ oder ‚meistern‘, doch er konnte sich ihrem Einfluss etwas entziehen: „Die Schrift markierte einen Ort außerhalb des Gefühls, und schreibend verfügte er über diesen Ort. Es war ein Sich-Wehren gegen die Reduktion der Welt auf ein überwältigendes Gefühl“ (Reemtsma, *Im Keller*, 176). Obwohl sich die Angst nicht dadurch mindern lässt, dass er sie zu Papier bringt, ist ihre positive Wirkung offensichtlich: „Schon das Niederschreiben von fünf Zeilen war – und wenn es nur eine Notiz für die Entführer war – wie einmal kurz durchatmen. Das habe ich eigentlich immer gemacht bei allen Anfällen von Panik, von Verzweiflung. Ich habe mich hingesezt und diese Gefühle zu Papier gebracht“ (SZ 6.5.96).

Doch ähnlich wie sein Versuch, seine Gedanken bewusst in eine ihm angenehme Richtung zu lenken und bestimmte Vorstellungen strikt zu meiden, ist auch das Schreiben nur so lange ein ‚schmerzlinderndes‘ Hilfsmittel, wie es bestimmte „Tabubereiche“ nicht berührt. So ist es ihm unmöglich, das Wort „zu Hause“ zu schreiben, da es alle Gedanken ans Licht holt, die zu denken er sich verbietet (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 206).

Auffällig sind die zahlreichen Reminiszenzen an Kinderbücher, z. B. an Josephine Siebes «Kasperle auf Burg Himmelhoch», Enid Blytons «Die Fünf Freunde» (Reemtsma, *Im Keller*, 51) oder Barbro Lindgren-Enskogs «Das wilde Hänschen und sein Hund» (Reemtsma, *Im Keller*, 73), deren Bezug zu Reemtsmas Situation an anderer Stelle

behandelt werden soll. In der Tat hat seine Entführung im negativsten Sinne etwas ‚Märchenhaftes‘, Unwirkliches: Es dauert lange, bis er wirklich akzeptiert, dass er entführt wurde und es sich nicht um einen schlechten Scherz handelt. So erscheint ihm der Ablauf seiner Gefangennahme als höchst konventionell, das Geschehen „entsprach so sehr einem als TV-Inszenierung hundertmal gesehenen Schema, wie es gleichermaßen unwirklich und unerhört war“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55); auf der Fahrt zum Versteck fiel ihm ein, dass er sich den Weg merken sollte: „so war es doch immer in den einschlägigen Filmen, daß die Entführten sich den Weg merkten“ (Reemtsma, *Im Keller*, 64).

Die wenigen besonderen Merkmale seiner sehr reiz- und eindruckssarmen Umgebung haben sich ihm eingeprägt, etwa die Stelle im Putz, die er als stumpfen Halbmond bezeichnet (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 50). Sie erinnert ihn an einen Abschnitt aus einem der Fünf-Freunde-Bücher von Enid Blyton, in dem sich eine Wand teilt und eine Geheimtür erscheint: „Seine Finger hatten sich an diese Stelle erinnert und, indem sie den Putz befragten, den Wunsch ausgedrückt, durch Geheimnis und Magie hinauszukommen.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 51). Auch andere Kinderbücher, in denen es Geheimtüren gibt, kommen ihm in den Sinn, und er nimmt sich vor, wenn er dies überleben sollte, etwas darüber zu schreiben und ein Zitat aus einem Kasperle-Buch davorzustellen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 51).

Eine weitere Hilfe ist die Ironie, nicht zuletzt die Selbstironie, die er sogar für wichtiger als Mut und Hoffnung hält. Die schlimmsten Augenblicke im Keller seien die gewesen, in denen ihm sein Sinn für Ironie abhanden gekommen war (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 85). Ironie ist ein Mittel der Distanzierung: Man muss sowohl die Situation als auch sich selbst aus einem gewissen Abstand heraus betrachten können, um Ironie möglich zu machen.

Er ist vollkommen abgeschnitten von jedem natürlichen Licht; im Keller ist es ohne die künstliche Lichtquelle stockduster, auch am Tage. Nachts wacht er oft auf und empfindet die Dunkelheit des Kellers als viel intensiver als alles je zuvor Gesehene; er empfindet sie als so bedrückend, dass sie ihm buchstäblich die Luft zum Atmen nimmt: „Sie war körperlich zu spüren. Mir fällt kein anderes Wort ein als dick. Er bekam Atemschwierigkeiten, hatte das Gefühl zu ertrinken, das Bedürfnis, um sich zu schlagen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 74). Von dieser Panik erlöst ihn nur das Einschalten der Campingleuchte, die er von der Matratze aus erreichen kann. Doch diese Panikattacken kehren immer wieder. Kennzeichnend für die Zeit im Keller ist die „durch Schocks unterbrochene Ereignislosigkeit, die homogene und leere Zeit mit den in sie eingetriebenen Splittern der dramatischen Ereignisse, die sich derweil außerhalb abspielten“ (Reemtsma, *Im Keller*, 76). Als der ‚Engländer‘ ihm verkündet, dass die Entführer wegen eines weiteren Geldübergaberversuchs eine Nacht nicht da sein würden

und sein Bewacher auf sein Klopfen nicht reagieren würde, überkommt ihn panische Angst, die Glühlampe könnte durchbrennen und ihn völliger Finsternis aussetzen.

Als er nach seiner Befreiung erneut in Begleitung der Polizei den Keller betritt, ist er erschüttert ob der Diskrepanz zwischen diesem „Allerweltskeller“ (Reemtsma, *Im Keller*, 52), diesem „Hunderdutzendort“ (Reemtsma, *Im Keller*, 52) und den 33 Tagen, die er in Todesangst in ihm zugebracht hat. Es erscheint ihm zu banal, um wahr zu sein (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 52). Als ebenso banal empfindet er den „seltsam konsequenzlosen Satz“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55), der ihm am Abend der Entführung durch den Kopf geht, als er ein Rascheln in den Rhododendren vor seiner Haustür vernimmt: „Das ist lauter als eine Katze“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55), aus dem er noch „in aller Ruhe“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55) folgern konnte, dass ‚das‘ auch größer als eine Katze sein müsse. Er scheint sich im Nachhinein vorzuwerfen, sich mit Formulierungen aufgehalten zu haben – die Reaktion eines Zivilisierten, ‚verkopften‘ Menschen – statt wie ein „Wilder“ (Ik, 55) die Konsequenz zu ziehen und zur Seite zu springen. Auch sein Gedanke beim Anblick des aus dem Gebüsch kommenden Maskierten ist ihm noch präsent: „Jetzt ist es passiert“ (Reemtsma, *Im Keller*, 55), wobei ihm natürlich nicht klar war, was passiert war, schließlich war die Absicht des Maskierten noch nicht ersichtlich.

8 Das Stockholm-Syndrom

Im Stockholm-Syndrom, d.h. „die durch Isolationsfolter und totale Ohnmacht ausgelöste Kumpanei des Opfers mit den Tätern“ (Die Zeit 17.01.99) sieht Reemtsma schon im Keller das vielleicht größte Problem für die Zeit der ‚Verarbeitung‘ des Geschehenen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 172-173). So ist ihm die Absurdität der vor dem letzten Geldübergabeversuch an den Engländer gerichteten ‚mütterlich besorgten‘ Worte „Drive carefully“ unmittelbar bewusst. Er sieht sich gezwungen, dies gleich darauf dem Engländer zu signalisieren, indem er auf das Phänomen des Stockholm-Syndroms verweist und sich somit gleich davon – und von sich selbst – distanziert. Gerade diese Stelle lässt sich aber auch ganz anders auslegen, nämlich als Reemtsmas pure Sorge um sich selbst: Schließlich ist sein Überleben einzig und allein von den Entführern abhängig, niemand sonst weiß offensichtlich von seinem Aufenthaltsort. Dennoch schaffen seine Worte wieder mehr Vertraulichkeit zu den Entführern, als ihm lieb ist. Als der Engländer über seine Bemerkung, es handele sich um das Stockholm-Syndrom, lacht, gibt Reemtsmas trockener Kommentar Aufschluss über diese ungewollte Nähe: „Professionelle unter sich“ (Reemtsma, *Im Keller*, 176).

Er bezeichnet es selbst als klischeehaft, doch seine Freude, eine menschliche Stimme im Keller zu hören, sind für ihn „Oasen in der Einsamkeit“ (Reemtsma, *Im Keller*, 177). Auch wenn er es insgesamt auf eine Stunde in 33 Tagen schätzt, so empfindet er das Sprechen mit dem Entführer als „Wohltat“ (Reemtsma, *Im Keller*, 177) und findet die Stimme des Engländers „sympathisch“ (Reemtsma, *Im Keller*, 177). Dieses Gefühl ist ihm zwar unangenehm, doch kann er es immerhin analysieren, wenn auch nicht beiseite schieben. Das Analysieren seiner Gefühle, insbesondere der ambivalenten Gefühle der Dankbarkeit und ‚Zuneigung‘ den Entführern gegenüber, ist sehr wichtig für ihn, da es ihm hilft, Distanz zu wahren.

Die Verwendung des Englischen findet er unter anderem deshalb vorteilhaft, weil durch das manchmal notwendige Wörtersuchen die Gesprächsdauer verlängert wird. In der Einsamkeit des Kellers sehnt er sich verständlicherweise nach Zuwendung, nach Kontakt mit anderen Menschen, und sei es mit den Entführern, wie erniedrigend er dies auch für sich selbst findet. Ihm fällt es schwer, sich auch im Nachhinein einzugestehen, dass er sich einmal in einer Phantasie Trost von dem Entführer erhofft habe: Er wünschte sich, der Entführer würde ihn berühren, ihm die Hand auf die Schulter legen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 178). Diese Vorstellung ist für ihn ein „psychischer Tiefpunkt“ (Reemtsma, *Im Keller*, 178), mit der zugleich ein Tabu überschritten wird, da sie deutlich die Unterwerfung signalisiere: „Das Machtverhältnis ist eindeutig – keine Machtverteilung, sondern ein krasses Nebeneinander von Allmacht und Ohnmacht, und der Ohnmächtige, der »Übermächtige«, wünscht die körperliche Zuwendung des Machthabers“ (Reemtsma, *Im Keller*, 178). Diese Phantasie bildet den größten Widerspruch zu seiner Selbstachtung. Im Unterschied zu den oft ans Kumpelhafte grenzenden Wortwechseln sei diese Phantasie nicht ironisierbar (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 178-179).

Entführungen sind Beispiele für Extremtraumatisierungen, die auch bei Erwachsenen regressive Prozesse initiieren können, die den Rückfall in frühe Stadien der Objektbeziehung verbunden mit völliger Abhängigkeit bewirken (vgl. Hirsch 1997, 104). Dadurch benötigt auch ein erwachsenes Opfer für seine narzisstische Bedürftigkeit die Zuwendung des Täters, der das einzige menschliche Wesen in Reichweite ist (vgl. Hirsch 1997, 105). Die Empfindungen Reemtsmas, die für ihn selbst befremdlich und peinlich sind, sind daher psychologisch erklärbar und in seiner Situation offensichtlich ‚normal‘.

Der ‚allmächtige‘ Entführer ist für den Entführten das ‚personalisierte Schicksal‘ (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 184): „Er wird diesem, als der tatsächlichen Präsenz seines Schicksals, dankbar sein für alles, was ihm nicht widerfährt“ (Reemtsma, *Im Keller*, 184-185). So kann Reemtsma nicht verhindern, dass ihm vor Dankbarkeit und Erleichterung

Tränen in die Augen steigen, als er ein zweites Mal neue Lektüre erhält (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 185).

Im Rückblick vergleicht er diese ‚objektiv nachvollziehbare‘ Sympathie mit den Entführern mit einer Schändung. Dies sei nicht das Geringste, was sie ihm angetan haben; der Verlust der Fähigkeit, in eigener Sache hassen zu können, käme einer psychischen Deformation gleich (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 187). Circa 10 Monate nach der Freilassung betont Reemtsma, wie wichtig es sei, die Täter hassen zu lernen: „wenn man es aufgrund dessen, was man erlebt hat, nicht kann, weil zum Beispiel die Dankbarkeit, nicht umgebracht worden zu sein, überbordend ist. Das ist etwas, was man in sich reparieren muss. Ich habe in einem Fernsehgespräch Ruth Klüger sagen hören: Dafür, dass ich nicht umgebracht worden bin, muss ich niemandem dankbar sein. Ich habe ein Recht zu leben. Zu einer solchen Haltung muss man erst einmal hinkommen. Wichtig ist mir, dass man hassen können muss. Ob man es dann tut oder nicht, ist etwas anderes“ (Die Weltwoche 27.02.07).

9. Zusammenfassung und Ausblick: Die Folgen des Traumas

„Es ist vorbei und ist doch nicht vorbei, noch lange nicht, und wird nicht einmal vorbei sein, wenn die Verbrecher hinter Schloß und Riegel sitzen. Der Keller bleibt in meinem Leben.“ (Reemtsma, *Im Keller*, 154)

Seine Träume nach der Freilassung befassen sich immer wieder mit dem Keller und zeigen deutlich die schlimmen seelischen Auswirkungen der Gefangenschaft. Seine Alpträume sind nun schrecklicher als alle anderen davor, in ihnen spiegeln sich seine Angst und Ohnmacht wider. Oft spielen sie in einer anderen Umgebung, z. B. in einem Konzentrationslager oder einer Todeszelle (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 219-220). Zweieinhalb Wochen nach seiner Freilassung träumt er, er werde erschossen, da er das Gesicht des Entführers gesehen habe. Hier zeigt sich ein ‚Hauptthema‘, mit dem er sich im Keller immer wieder befasst hat: Die Angst vor dem eigenen, gewaltsamen Tod. Oft hatte er das Gefühl, in einer Todeszelle zu sitzen und versuchte, sich auf den Moment seines Todes gefasst zu machen – sei es durch Ermordung oder durch Verdursten (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 182-183).

33 Tage in Todesangst lassen sich nicht unbeschadet überstehen. „Ich wußte nicht, was für einen Mann ich zurückbekommen würde“, sagt die Psychologin Ann Kathrin Scheerer in einem Gespräch nach der Entführung (Frankfurter Rundschau 28.01.97). Zum Wiedersehen mit seinem Sohn bemerkt Reemtsma dessen Befremden beim Anblick des Bartes, der ihm im Keller gewachsen ist: „Mein Sohn bekam tatsächlich einen fremden Vater zurück.“

(Reemtsma, *Im Keller*, 9). Natürlich ist dies nicht nur äußerliche Veränderungen bezogen, die sich zudem leicht beheben lassen. Viel gravierender ist die psychische Einwirkung des Traumas, deren Folgen sich zum Teil erst in der Folgezeit manifestieren werden. Zunächst seien hier jedoch die körperlichen Beeinträchtigungen aufgeführt: Nach viereinhalb Wochen im Keller hat Reemtsma vom Hin- und Herlaufen eine Sehnenscheidenentzündung an den Füßen und ein Taubheitsgefühl im rechten Daumen und Handballen wegen der ungeschickt angelegten Handschellen, doch diese physischen Beschädigungen sind nach seinem eigenen Bekunden „das geringste Problem“ (*Im Keller*, 10).

Bemerkenswert bei der Lektüre J. P. Reemtsmas *Im Keller* ist neben seiner genauen Erinnerung sein analytischer Scharfsinn, mit dem er so kurz nach dem traumatischen Erlebnis bereits das Geschehene und sich selbst ‚objektiv‘ betrachten kann und sich jedes Selbstmitleid verbietet.

Überraschend ist eine Bemerkung Reemtsmas in den zitierten Aufzeichnungen eine Woche nach der Entführung: Seine Gefühle kenne er zwar nicht mehr, die Sätze hingegen schon, die in seinem Kopf gewesen seien, und die er als Hilfsmittel der Rekonstruktion nicht verachten möchte (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 60). Dass die damaligen Gefühle ihm doch nicht so fern sind, räumt er jedoch gleich darauf ein. Beim Wiederbetreten des Tatorts erinnern ihn die Haustür, die Rhododendren und das in den Stein gesickerte Blut an das Geschehene und die damaligen Gefühle, wie auch das Rascheln eines Hundes im Gebüsch „bewirkt, daß einem einen Augenblick schlecht wird vor Erinnern“ (Reemtsma, *Im Keller*, 61). Es scheint ein Selbstschutzmechanismus des Opfers zu sein, dass ihm nur selten der Zugang zu den damaligen Gefühlen möglich ist: „Es gibt da eine Mauer, die einen von diesen Gefühlen trennt. Übersteigen kann man sie nicht, man kann auch nicht auf ihr stehen und Umschau halten. Doch kann sie manchmal, für einen Augenblick, verschwinden“ (Reemtsma, *Im Keller*, 187).

Im Rückblick auf seine Zeit im Keller räumt er ein, er habe durchaus einen Grund zur Dankbarkeit gegenüber den Entführern gehabt, da er noch größeren Schaden an Leib und Seele hätte davontragen können. Dennoch ist es makaber und eine Verhöhnung des Opfers, von einer De-Luxe-Entführung zu sprechen, wie so oft in der Presse geschehen. Es sei eben nicht „vergleichsweise erträglich“ (Reemtsma, *Im Keller*, 187) gewesen. Hierbei stellt sich die Frage der Empathie, die Reemtsma selbst beantwortet: Die „dramatischen Spitzen der Geschichte“ (Reemtsma, *Im Keller*, 188) seien den Zuhörern und Lesern leicht zugänglich, nicht jedoch die „Normalität des [...] Entführungsalltags“ (Reemtsma, *Im Keller*,

188). Nach Zubke sind Grenzerfahrungen durchaus rational vermittelbar und referierbar, doch emotional nachvollziehbar ist für den Rezipienten nur das, was er mit eigenen Erfahrungen vergleichen kann. Bei Grenzerfahrungen könne oft kein Bezug zu den eignen Erfahrungen hergestellt werden, weshalb die Vermittlung traumatischer Erlebnisse auf massive Hindernisse stoße (vgl. Zubke 1999, 241). Reemtsmas Schilderung bestätigt dies: Das Erlebte lässt sich nur in begrenztem Maße vermitteln; einige der damit verbundenen Gefühle müssen für alle, die nicht etwas Ähnliches erlebt haben, im Kern fremd bleiben: „Es gibt Gefühle – und sie haben eine unmittelbare seelische wie auch körperliche Repräsentanz –, die man nicht über den Vergleich mit dem, was der Alltag an Unangenehmem mit sich bringt, schildern kann. Es ist nicht »das und das, bloß schlimmer«. Es ist ganz *anders*“ (Reemtsma, *Im Keller*, 196).

Das Problem der Vermittelbarkeit traumatischer Erlebnisse und der möglichen Empathie des Zuhörers wird ausführlich von Dori Laub behandelt (Felman/Laub 1992, vgl. Kapitel 2): Der Zuhörer ist eine Art ‚leerer Schirm‘, auf dem das Trauma sich das erste Mal ‚eingraviert‘; er hat teil am traumatischen Ereignis, das er z. T. nacherlebt und sich dadurch zueigen macht (vgl. Laub 1992, 57).

Auf die Frage, wie er es denn ertragen habe, reagiert er mit „differenzierender Betrachtung des Ertragenkönnens“ (Zubke 1999, 24) und fragt zurück, woran man denn sehen könne, dass er es ertragen habe bzw. „Was stellen Sie sich unter »nicht ertragen« vor?“ (Reemtsma, *Im Keller*, 189, vgl. Zubke 1999, 24). In seiner völligen Machtlosigkeit war ihm keine aktive Entscheidung weder für oder gegen das Durchhalten bzw. Aufgeben möglich (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 190). In einem Interview sagt er „Man übersteht das nicht gut“ (Süddeutsche Zeitung, 14.01.97).

Das ‚reelle‘, akustische Signal der Macht der Entführer ist das Klopfen, das ihn erst Wochen nach seiner Freilassung wieder einholt: Er hört es lauter als im Keller und reagiert unmittelbar psychisch und physisch darauf: mit Herzklopfen, Verspannung und Angst (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 208). Auch wirkliches Klopfen und ähnliche Geräusche haben eine schreckliche Wirkung auf ihn; sie können ihn „aus dem Tiefschlaf reißen, hellwach machen und kalt vor Angst“ (Reemtsma, *Im Keller*, 208).

Auch wenn Reemtsma schreibt, die Zeit im Keller lehre nichts, so verändert sie doch in vielen Punkten sein Denken und die Auffassung von seinem eigenen Leben und von der Welt. „Das bisher für wahr Gehaltene erfährt Umdeutungen“ (Zubke 1999, 245). Traumatisierte sehen die Welt durch eine andere Linse, wie Erikson schreibt (vgl. Erikson 1995, 194): „they can be said to have experienced not only a *changed sense of self* and a

changed way of relating to others but a changed worldview“ (Erikson 1995, 194). So hat die Erfahrung völliger Machtlosigkeit Reemtsmas Selbstbild über den Keller hinaus geprägt: Der (unbewusste) Glaube und das Vertrauen darauf, dass gewisse Dinge in seinem Leben einfach nicht passieren könnten, ist wohl unwiederbringlich verloren. Vermutlich sei es schwerer, den puren Zufall zu akzeptieren als ein böses Schicksal (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 192): „Es ist meist einfacher, ein Unrecht hinzunehmen als eine Welt, die gar nicht nach Maßstäben von Recht und Unrecht oder wenigstens Richtig und Falsch eingerichtet ist. Daher fiel es ihm anfangs so schwer zu akzeptieren, dass dies die Wirklichkeit sei. Er schreibt, das wirklich Furchtbare sei die völlige Hilflosigkeit und das Ausgeliefertsein, das ein Stück Menschsein negiere (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 195): „Wer vollständig ohnmächtig ist, ist bei lebendigem Leibe nicht mehr »da«“ (Reemtsma, *Im Keller*, 195).

Im Keller ist er mit der extremen Anforderung konfrontiert, einen Zustand permanenter, substanzieller Angst auszuhalten. Er schreibt, auch die Angst müsse *gelernt* werden, „nicht nur *erlebt* als zerstörerische Befindlichkeit, sondern als der Realität gemäßes Gefühl“ (Reemtsma, *Im Keller*, 193). Auch sein Umfeld und die damit verbundenen Rahmenbedingungen stehen in völligem Gegensatz zur Normalität: Er ist „aus allen sozialen und kommunikativen Bezügen herausgefallen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 194). Auch das Verhältnis zu seinem Körper hat sich seit der Zeit im Keller nachhaltig gewandelt; im Keller hat er seinen Körper als bloßes Instrument erfahren, das nur für die Möglichkeit der Freilassung intakt gehalten werden müsse. Noch Wochen später überfällt Reemtsma das Gefühl, wieder ‚verloren zu gehen‘:

Und manchmal war das Gefühl rein physisch, nur auf die Körperoberfläche bezogen. Ich meinte, den Verstand verlieren zu müssen, wenn sein/ mein Körper nicht berührt, in den Arm genommen, festgehalten würde, als brauchte es eine Kraft von außen, um mich vor dem Verlorengehen zu schützen, und diese Kraft mußte ich an und auf meinem Körper spüren
(Reemtsma, *Im Keller*, 203).

Wie schnell sich die Distanz zu dem ‚Ich‘ im Keller wieder verringern kann, zeigt sich auch sehr deutlich an der Verwendung der dritten und ersten Person Singular bei der Schilderung, die sich eindeutig auf etwas chronologisch nach der Zeit im Keller Stattfindendes bezieht. Reemtsma benutzt zwar beide Formen, um eine klare Trennung zu suggerieren, doch es wird offensichtlich, dass die Grenzen zwischen beiden ‚Ichs‘ fließend sind. Auch nach der Freilassung lässt sich nicht automatisch die eine Form durch die andere ersetzen; es gibt gewaltsame Rückschläge, „wenn seine Gefühle plötzlich meinen Platz einnehmen und mich wieder aus der Welt schlagen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 206). Wie sehr er in der Vergangenheit gefangen ist, wird in seiner erschreckend nachdrücklichen Schilderung eines

‚Anfalls‘ ersichtlich (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 211-212): Es ist ein für Außenstehende vermutlich nicht vorstellbarer gewaltsamer Einbruch der Psyche, ein „Ineinander von einer Lähmung, dem Erlöschen aller Lebensgeister, dem Schwinden aller anderen Emotionen, wie der Tiefpunkt einer Depression, die sich über Tage aufgebaut hat, zusammen mit einer Anspannung aller Nerven, einer extremen, fahrigen Nervosität. Eine Reprise der Kombination von dumpf machender Verzweiflung und ständiger erregter Erwartung“ (Reemtsma, *Im Keller*, 212). – Auf eine Traumatisierung reagiert der Körper mit massiven Stressreaktionen wie bei einer akuten, lebensbedrohlichen Gefährdung; er bereitet sich darauf vor, entweder zu fliehen oder zu kämpfen und ist daher in einem Zustand permanenter Übererregung. Diese bei akuter Bedrohung lebensrettende Reaktion führt auf längere Sicht zu den oben von Reemtsma beschriebenen Folgen, sie blockiert das Zur-Ruhe-Kommen (vgl. Perren-Klingler 1995, 15-16).

Traumatized people often scan the surrounding world anxiously for signs of danger, breaking into explosive rages and reacting with a start to ordinary sights and sounds, but at the same time, all that nervous activity takes place against a numbed gray background of depression, feelings of helplessness, and a general closing off of the spirit, as the mind tries to insulate itself from further harm.
(Erikson 1995, 184).

Bei Reemtsma setzt genau wie im Keller das ‚manische‘ Auf- und Abgehen und Schrittezählen ein. Auch wenn dieser Anfall vorübergeht, zurück bleibt eine permanente Nervosität und – zumindest in der ersten Zeit nach der Gefangennahme – die Erkenntnis, dass es noch nicht vorbei ist: „Nichts würde vorbei sein. Von einer Minute auf die andere konnte die Welt wieder einstürzen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 213). Traumatisierte leben nicht mit einer in die Vergangenheit eingebetteten Erinnerung, sondern mit einem Ereignis, das nicht abgeschlossen wurde/werden konnte. Da es kein Ende hat(te), dauert es bis in die Gegenwart an und ist in jeder Beziehung präsent (vgl. Laub 1992, 69).

Niederland beschreibt die Merkmale des ‚Überlebenden-Syndroms‘, die sich zum Teil auch bei Reemtsma zeigen. Dazu gehören u. a.:

- eine anhaltende depressive Stimmung; Neigung zu Rückzug, Apathie, Hilflosigkeit, Unsicherheit, Mangel an Interesse;
- Zustände von Angst und Erregtheit, Schlaflosigkeit, Alpträume, motorische Unruhe, innere Spannungen;
- psychoseähnliche Störungen mit Wahnsymptomatik und insbesondere paranoiden Zügen (vgl. Niederland in Hirsch 1997, 275)

Als Reemtsma kurz nach seiner Entführung an einer Tagung der „International Study Group for Trauma, Violence and Genocide“ teilnimmt, bezieht er die Wortbeiträge, vor allem zu

einer Diskussion über die Vergleichbarkeit unterschiedlicher Traumatisierungen, auf sich selbst und glaubt, sie dienten dazu, sein eigenes Thema zu umgehen. Diese Sichtweise vergleicht er im Anschluss mit der „Egozentrik eines Paranoikers“ (Reemtsma, *Im Keller*, 218).

Eine besonders schreckliche Auswirkung ist der Verlust der Fähigkeit, sich ‚richtig‘ freuen zu können – von einem bestimmten Moment an habe er sich auch auf seine Befreiung nicht mehr ‚richtig‘ freuen können (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 209). Es ist eine Art Abstumpfen des Gefühls, eine „plötzliche Gleichgültigkeit gegen alles. Das Fahlwerden von allem“ (Reemtsma, *Im Keller*, 220). So verspürt er vor Lesungen und Vorträgen nicht mehr wie früher Lampenfieber, Freude oder Ärger, sondern nur noch Langeweile (vgl. Mittelweg 36, 5/98, 29). Freudlosigkeit ist eine typische Nachwirkung einer Extremtraumatisierung; sie ist die Folge eines psychischen Sich-Verschließens oder Abschottens, des sogenannten ‚closing off‘ (vgl. Hirsch 1997, 275). In diesem Fall ist sie ein fehlgeleiteter Abwehrmechanismus, eine dissoziative Ausweichstrategie (vgl. Perren-Klingler 1995, 17), der Körper und Seele durch Gefühllosigkeit vor der dauerhaften Übererregung schützen soll. Nach der Zeit im Keller kann er auch den oft erst Jahre nach der Traumatisierung umgesetzten Selbstmordwunsch Traumatisierter verstehen (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 209; vgl. Zubke 1999, 243). Die Zeit im Keller prägt Reemtsma; sie lässt sich nicht abschütteln. Das Aufschreiben verschafft ihm ein bisschen Klarheit und Erleichterung dadurch, „daß die traumatischen Erlebnisse über Reflexion zu seiner Erfahrung wurden“ (Zubke 1999, 246).

Dennoch ist es unmöglich, wieder in die alte Normalität zurückzukehren, weil es diese nach der Zeit dieser extremen Erfahrungen unmöglich mehr geben kann. Nach dem Gefühl des Aus-der-Welt-Gefallen-Seins gibt es keine nahtlose Rückkehr in die Welt; „man meint, in die Welt, in die man wieder entlassen wird, nicht mehr wirklich zu passen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 209). Reemtsma weiß, dass es keine Heilung vom Trauma gibt: „den Keller läßt man nicht zurück. Der Keller wird in meinem Leben bleiben“ (Reemtsma, *Im Keller*, 17) – der Keller wird für ihn immer das „Symbol für den Angriff gegen die Würde des Einzelnen“ bleiben (Zubke 1999, 246). Er kann zwar lernen, mit den Erlebnissen im Keller zu leben, wieder ruhig zu werden und nach und nach das verlorene Vertrauen wieder aufzubauen, doch Narben wird er immer zurückbehalten. „Alles ist, wie es war, nur paßt es mit mir nicht mehr zusammen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 220). Es bleibt ein irreparabler Bruch in der bisherigen Lebenskontinuität zurück, ein ‚prekäres Verhältnis zur Umwelt‘ (Mittelweg 36, 5/98, 31), denn in ihm ist nach eigenem Bekunden ‚ein Stück Welt kaputtgegangen‘ (taz 09.01.97). „Aus Reflexion folgt nicht Befreiung im Sinne eines Abstreifens oder Auslöschens, sie schafft aber die notwendige Voraussetzung für ein Umgehen mit der (vermutlich) lebenslang anhaltenden Beschädigung“ (Zubke 1999, 246).

Das Traurigste ist, dass es Momente gibt, in denen er sich in die ‚reduzierte Situation‘ (vgl. Reemtsma, *Im Keller*, 221) des Kellers zurückwünscht, da nur dort die Gefühle des ‚Nicht-mehr-in-der-Welt-Seins‘ berechtigt waren, ihren Ort hatten. Die zynisch wirkende Schlussbemerkung lautet: „Mit diesen Gefühlen bin ich nur im Keller zu Hause gewesen“ (Reemtsma, *Im Keller*, 222).

Literaturverzeichnis

Reemtsma, Jan Philipp, Im Keller. Hamburg: Hamburger Edition, 2. Aufl. 1997.

Sekundärliteratur

- Aberbach, David, Surviving Trauma. Loss, Literature and Psychoanalysis. New Haven and London: Yale UP, 1989.
- Caruth, Cathy (Hrsg.), Trauma – Explorations in Memory. Baltimore and London: John Hopkins UP, 1995.
- Erikson, Kai, „Notes on Trauma and Community“. In: Caruth, a.a.O.
- Felman, Shoshana/Laub, Dori, Testimony. Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History. New York and London: Routledge 1992.
- Hirsch, Mathias, Schuld und Schuldgefühl. Zur Psychoanalyse von Trauma und Introjekt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1997.
- Métraux, Jean-Claude, Fleury, F., „Die Zukunft erschaffen. Gruppenarbeit mit traumatisierten Gemeinschaften“. In: Perren-Klingler, a.a.O.
- Perren-Klingler, Gisela (Hrsg.), Trauma. Vom Schrecken des Einzelnen zu den Ressourcen der Gruppe. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt, 1995.
- Reemtsma, Jan Philipp, „Die Memoiren Überlebender. Eine Literaturgattung des 20. Jahrhunderts“. In: Mittelweg 36, 4/97.
- Reemtsma, Jan Philipp, „Noch einmal: Wiederholungszwang.“ In: Mittelweg 36, 5/98.
- van der Kolk, B./van der Hart, O. „The Intrusive Past: The Flexibility of Memory and the Engraving of Trauma“. In: Caruth, a.a.O.
- Zubke, Friedhelm „Selbstreflexion – ein Verfahren zur Auseinandersetzung mit traumatischen Erlebnissen“. In: Ulrich Lilienthal/Lothar Stiehm (Hrsg.): Den Menschen zugewandt leben. Festschrift für Werner Licharz. Osnabrück: secolo, 1999.

Zeitungsartikel

Die Weltwoche, 27.02.97.
Die Zeit, 17.1.97.
Die Woche, 03.05.96.
epd medien, 21.04.99.

Frankfurter Rundschau, 28.01.97.
Süddeutsche Zeitung, 06.05.96., 14.01.97
Stuttgarter Zeitung, 21.01.97.
taz, 09.01.97.